

Unverkäufliche Leseprobe



Jessica Keener
Schwimmen in der Nacht
Roman

Aus dem Englischen von Maria Hummitzsch
332 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-65939-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13061933>

1. Kapitel

Der Esstisch

Aufgewachsen bin ich in Soquaset, Massachusetts, in einem Haus mit sechs Schlafzimmern. Der Name unserer Stadt wurde von allen immer falsch geschrieben. Auf den Briefen, die wir bekamen, stand Soquashit oder Sacquatics oder Socket. Und Massachusetts verleitete immer zu einem «s» zu viel und einem «t» zu wenig. Unsere Stadt lag sieben Meilen vom Atlantik entfernt, mit dem Auto war man schnell am Wasser, aber bis in das nördlich gelegene Boston dauerte es eine gute Stunde. In den 50ern und 60ern boomte die Stadt und wurde für ihr hervorragendes Schulsystem und die luxuriösen Wohngegenden bekannt. Seit meinem siebten Geburtstag erlaubte mir meine Mutter – ich war die einzige Tochter und Zweitälteste von vier Geschwistern –, ohne Begleitung eines Erwachsenen zum Soquaset-Platz laufen zu dürfen.

Unser blaues Schindelhaus hatte Schrägen in den Schlafzimmern unterm Dach, wo mein ältester und mein jüngster Bruder schliefen, Fensterbänke in den Wohnzimmern, und Schränke, die vollgestopft waren mit Mutters Kleidern, hochhackigen Schuhen und Schuhanziehern aus Zedernholz. Die Nachbarn bewunderten unser Haus für die Buntglasfenster in Höhe des ersten Treppenabsatzes und auch für die im Esszimmer, die nach Westen hin wiesen. Wenn es Zeit fürs Abendessen

war, und die Sonne aus dem Vorgarten verschwand, legte sich ein zarter orangefarbener Schatten auf meinen Teller.

«Ist jemand zu Hause? Hallo? Jemand zu Hause?» Unter der Woche kam Vater abends um viertel vor sechs die Einfahrt hoch gestapft, öffnete mit einem Schwung die Küchentür und brüllte zur Begrüßung durchs ganze Haus, als erwartete er, es menschenleer und völlig ausgeräumt vorzufinden. Er war ordentlicher Professor an einem kleinen Privat-College, und zwischen Vorlesungspult und Speisekammer änderte er selten den Ton. Professor Leonard Kunitz wäre nicht im Traum eingefallen, dass es da vielleicht einen Unterschied geben könnte.

«Hallo? Irene! Ich bin da!» Mit einem entschlossenen Rums fiel die Küchentür zu.

«Irene?»

«Leonard, ich komme.»

In weichem Kontrast zu ihm kam Mutter für einen gemeinsamen Drink vor dem Abendessen aus dem Schlafzimmer nach unten geschwebt. Sie bewegte sich schwerelos, eine Nebenwirkung ihrer Schmerztabletten; der, die sie dreimal täglich einnahm. Als die beiden zusammen im Herrenzimmer saßen, stürzte Vater einen doppelten Wodka die Kehle hinunter, wohingegen Mutter einen Scotch mit einem Spritzer Limette und einem Eiswürfel trank. Sie nahm mittelgroße Schlucke. Umrahmt vom Bogen der Erkerfenster, durch die man einen großartigen Blick auf den Garten hinterm Haus hatte, saßen sie in geblühten Sesseln und rauchten.

Das Abendessen dauerte normalerweise genau zwan-

zig Minuten – ein hektisches Hinunterschlingen von Vorspeise und Hauptgang.

«Es gibt noch mehr Hühnchen in der Küche», sagte Mutter. «Luanne? Bring doch alles, was noch da ist!» Luanne war unser schwarzes Hausmädchen aus Haiti.

Vater saß an der Stirnseite und schlang das Essen wie ein ausgehungertes Kind hinunter, während er mit raschem Blick noch das geringste Fehlverhalten jedes Einzelnen um ihn herum erfasste. Er hatte schmale Schultern, einen leichten Bauchansatz, trug die Hemden locker in die Hose gesteckt, dazu Jacketts, Schlips und zerknitterte Cordhosen, die ihn von Mutters tadellosem Erscheinungsbild und dem ihrer Country-Club-Gefolgschaft unterschieden.

«Leonard, es ist noch reichlich Reis da.»

Ihm gegenüber saß Mutter, gespannt wie ein Violinenbogen, mit dem Rücken zur Küche. Wir Kinder saßen jeweils zu zweit an den Tischseiten. Mutter trug ihre blond gefärbten Haare kurz, gelegt wie Rosenblätter, ihre Lieblingsblumen. So hübsch zurechtgemacht in ihrem Zweiteiler mit dazu passendem Tuch sah sie formvollendet aus wie eine Glasvase, immer edel, selbst dann, wenn sie mit weiten Hosen aus dem Garten kam, noch mit Dreck und Dornen an den Handschuhen.

«Du kannst jetzt den Kaffee machen», sagte Mutter, als Luanne das übrige Huhn und eine abgedeckte Schüssel Reis hereinbrachte und auf den Tisch stellte.

«Was gibt es zum Nachtsch, Irene?», fragte Vater.

«Cookies.»

Mutter hatte ihre kleinen Besonderheiten – zierliche Handgelenke und schlanke Waden, die sie bei Partys

gern in Szene setzte – und die größte Schuhsammlung weit und breit. Auf ihrer Seite der Familie gab es Großvater Joe, der ein erfolgreiches Schuhunternehmen aufgebaut hatte, das von meinem Onkel übernommen worden war, der es jetzt leitete. Mutter war stille Teilhaberin und der Grund, weshalb andere Leute sagten, wir seien reich.

Unsere Straße war nicht sehr lang, und uns gegenüber wohnte Mrs Brenwald, eine ältere Dame, die nie einen Fuß vor die Tür setzte. Samstags kam immer ein Junge vom Stadtmarkt, der ihr die Einkäufe lieferte und auf die Veranda vorm Haus stellte. Wenn ich abends nichts zu tun hatte, hockte ich mich auf den Boden vorm Wohnzimmerfenster und wartete darauf, dass sie hinter einer ihrer Gardinen auftauchte. Hatte sie ein Geheimnis zu verbergen? Etwas Grauens aus der Vergangenheit? Mein jüngerer Bruder Robert hielt sie für eine Hexe, aber ich war überzeugt, dass sie in einer Welt zwischen Himmel und Erde schwebte – ein harmloser Geist war, ein verirrter Engel.

Der einzige Beweis dafür, dass Mrs Brenwald einst ein Leben außerhalb des Hauses geführt haben musste, stand in ihrer Einfahrt: ein alter Ford, verhüllt von einer Plane, fest verankert auf völlig aus der Puste geratenen Reifen, ausgequetscht von den stetig vergehenden Jahreszeiten. Vater hatte mehr als einmal bei der Polizei angerufen, um das Auto abholen zu lassen. «Schrotthaufen» nannte er ihn, aber selbst gegen Vater war der Wagen immun.

Das bestätigte mir, dass Mrs Brenwald vor vielen Jahren eine Grundsatzentscheidung getroffen und ihr Leben

in seine jetzige Form gezwungen hatte. Ich fand die Vorstellung rätselhaft und reizvoll zugleich. Das eigene Schicksal zu formen, erschien mir gewaltig, als würde man einen Tunnel durch einen Berg sprengen, um auf die andere Seite zu gelangen. Aber genau genommen war es das, was ich tun wollte.

Ich möchte glauben, dass auch Mutter das gewollt hatte, einen Weg zu wählen, der anders und selbst für sie unerwartet war.

~~~~~

«Sarah, bitte geh und hol mir *Die Gesammelten Werke*», sagte Vater. Das letzte Stück Hühnerbrust im Mund, schwang er die Gabel wie ein Schwert und stocherte damit in der Luft herum.

Ich lief durch die Zimmer über ausgelegtes Grün, das dem der abgemähten Rasenflächen im Country Club glich, zu dem wir gehörten. Im Herrenzimmer im Keller, das eine eingebaute Bar hatte, fand ich den Shakespeare in einem der Bücherregale hinter einem Kinderfoto von Vater. Seine dichten Haare fielen ihm in Ringellocken auf die Schultern, die weiße Schürze – zur damaligen Zeit ein beliebtes Kleidungsstück für Kinder – säumte seine Fußknöchel.

Meine Urgroßmutter, Sarah Davida, stand auch gerahmt da auf dem Regalbrett und starrte mich aus ihrem kleinen russischen Dorf an. Ihr Name, den ich geerbt habe, bedeutete auf Hebräisch «geliebte Prinzessin». Sie hatte ein Opernstar werden wollen, aber das war ein absurder Traum für ein armes jüdisches Bauernmädchen.

Stattdessen hatte sie Kühe gemolken und einen Lehrer aus dem alten Land geheiratet, einen stillen, gebildeten Mann, der sich tagein, tagaus über die Thora beugte. Ich startete ihr Foto an und fragte mich, wie es sich angefühlt hatte, diesen Traum aufzugeben; vor einer Gebirgswand zu stehen, darüber der wunderschöne Himmel, und einzusehen, dass sie sich umdrehen und in ein kleines schmutzeliges Dorf zurückkehren musste. Ein solches Schicksal wollte ich mir ersparen.

Sie hatte in der *Schul* gesungen. Sie hatte bei der Hausarbeit gesungen, damit sie ihr leichter von der Hand ging, sie hatte für ihre fünf Kinder vor dem Schlafengehen gesungen; sie hatte in ihren Kindern einen musikalischen Samen gepflanzt, der jetzt auch in mir wuchs.

*Somewhere over the rainbow, way up high –*

Judy Garlands Stimme stieg mir in den Kopf, als ich den Blick über die aufgestellten Familienfotos gleiten ließ. Ein Stückchen weiter auf dem Regalbrett stand Vaters Mutter mit dem kantigen Gesicht und schaute mich müde an. Sie war gestorben, als ich noch zu klein war, um mich später an sie erinnern zu können, eine Erkältung hatte sich zu einer Lungenentzündung ausgewachsen. Vater erzählte uns, sie wäre manchmal melancholisch gewesen, hätte dunkle Phasen gehabt, in denen sie die Jalousien immer geschlossen hielt. In ihrer Wohnung in Brooklyn hatte sie den Tee auf einem Sofa «in der Farbe von Flamingos» eingenommen! An besseren Tagen hatte sich etwas in ihr verschoben, sagte er – dann war sie die Sonne, die den Frühstückstisch erwärmte –, und rasch

füllte sich das Haus mit Freundinnen aus ihrer Frauenvereinigung, den Leuten aus der Synagoge und den Kuchenbasar-Damen. Der Geruch nach Zimt und Kaffee stand bei ihm zu Hause für gute Zeiten. Vielleicht war es das, was Vater in Mutter gesehen hatte, als er sie kennenlernte: eine Dunkelheit, die ihm aus seiner Kindheit vertraut war.

«Sarah? Bist du verloren gegangen? Wir warten auf dich!», rief Vater.

Ich brachte das Buch mit zum Tisch und setzte mich auf meinen Platz. In der Zwischenzeit hatte Luanne schon die Teller abgeräumt, um Platz für den Nachtschiff zu schaffen. Sie war eine schüchterne, nette Frau mit walnussfarbener Haut, die in Gegenwart meiner Eltern mit gedämpfter, zurückhaltender Stimme sprach. Gingen meine Eltern aus dem Haus, war sie wie ausgewechselt.

«Bitte, sing noch mal das Lied mit der Brücke», sagte ich zu ihr, wenn ich sie beim Abstauben einer Lampe im Wohnzimmer antraf. Ich setzte mich dann aufs Sofa und zog die Knie bis unters Kinn, was heißen sollte, dass ich es ernst meinte. Bitte? Sie hatte einen Staubwedel in der Hand. Mir prickelte die Nase vom Geruch des Zitronen-Putzmittels. Davon öffneten sich die Schleusen in meinem Gehirn.

Sie schaute zum Erkerfenster hinaus und riss den Mund auf zu einem «*O – Oh, Lord, show me that bridge. I'm standing at the water, and I can't see that bridge*». Es wunderte mich, dass ihre Stimme beim Reden nur ein Flüstern war, wenn sie aber sang, klar und durchdringend klang wie eine Oboe. An ihren freien Sonntagen trug



Luanne weiÙe Kreolenohrringe, lilafarbenen Lippenstift und ein um die Brust herum eng anliegendes blaues Kleid mit dazu passendem Hut. Sie ging bis zum Ende unserer StraÙe. Ein dunkelhäutiger Mann holte sie in einem Dodge Dart ab, und am Abend darauf, wenn ich schon schlief, brachte er sie zurück.

«Wir möchten jetzt zu Nachttisch und Kaffee übergehen», sagte Mutter zu Luanne. Wann immer Mutter mit *der Hilfe* sprach, wie sie sie nannte, straffte sie die Schultern. Luanne nickte und eilte in die Küche.

«Hamlet ist voller Mehrdeutigkeiten», erklärte Vater, als er das Buch aufschlug und sich mit der Zunge über die Lippen fuhr. «Ich übernehme die Eröffnungsszene.» Er holte tief Luft, und schon donnerte die erste Zeile über den Tisch: «*Wer da?*»

«Leonard, schrei nicht so», sagte Mutter und tippte sich auf die Ohren.

«Gut, dann lies du», sagte er höchst beleidigt. Er schob mir das Buch zu, und ich reichte es Mutter.

«Ich möchte Ophelia lesen.» Sie blätterte die dünnen Seiten um und schaute mit zusammengekniffenen Augen auf das Geschriebene. «*Könnte Schönheit wohl besseren Umgang haben als mit der Tugend?*» «Umgang» und «Tugend» betonte sie übertrieben stark, als ob sich ihr Mund vor Schmerzen verzog oder an etwas Unsichtbarem festgebunden war.

«Ophelia faucht nicht so, Irene. Lies es noch mal.»

«Ich habe nicht gefaucht. *Könnte Schönheit wohl ...*»

Luanne stieß die Schwingtür auf und stellte eine Schüssel Haferflocken-Cookies in die Mitte des Tisches.

«Kaffee?», fragte Mutter und drehte sich zu ihr um.

«Sofort, Ma'am.»

«Ich dachte, wir essen zuerst den Nachtisch», sagte Elliot. Mein jüngster Bruder griff nach einer Handvoll Cookies, aber Mutter stoppte ihn.

«Liebling, nimm erst mal nur einen», sagte Mutter.

Elliot sah aus wie Onkel Max, ein weicher Bauch und ein breites Gesicht; er war das Nesthäkchen, aber vielleicht der Klügste von uns allen, der seine tiefsten Gedanken für sich behielt und Aktivitäten im Sitzen bevorzugte. Durch seine langsame Art zu sprechen, wirkte er meist absolut verträumt.

«Okay», sagte er.

«Ich lese Oh-viel-ja», sagte Robert. Er sprach mit einer Quietschstimme.

«Oh-feh-lia!», korrigierte Vater ihn. «Sprich mir nach.»

«Ich fühl ja», sagte Peter im Spaß und griff mit den langen, geschickten Fingern nach einem Cookie. Er war blass und hatte dünne Haare, genau wie ich. Mit siebzehn war er der Älteste und ließ sich auf den Stuhl sinken, schlaksig – nicht viel mehr als Arme und Beine, über der Oberlippe der Schatten eines Schnurrbarts.

Vater schlug mit der Faust auf den Tisch. «Schluss damit!» Der Sturm, der immer unter seiner Haut brodelte, brauste auf und färbte sein Gesicht rot.

Bis auf die Schwingtür herrschte völlige Stille. Luanne kam mit zwei Tassen Kaffee herein.

«Mädchen, bring den Kaffee hierher.» Vater fischte eine Zigarette aus seiner Hemdtasche und funktionierte die Untertasse zu einem Aschenbecher um.

«Sprich nicht so mit ihr», wollte ich ihn anschreien,

aber die Wörter blieben unausgesprochen in meinem Kopf hängen.

«Luanne, die Aschenbecher sind im Geschirrschrank», sagte Mutter. «Über dem Külschrank.» Sie sprach langsam, bewegte vorsichtig die Lippen.

Robert sprang auf, hielt sich die Ohren zu. «Diese Familie ist unerträglich!» Er rannte heulend nach oben. Ängstlich und überdreht, wie Robert war, brachen die Worte immer einfach so aus ihm heraus, seit er sich mit drei das Lesen beigebracht hatte. Wir hörten seine Schritte über unseren Köpfen, dann das Knallen der Zimmertür. Mutter presste die Lippen zusammen, bis sie weiß wurden.

«Irene, reich mir das Buch.»

Sie gehorchte.

«Sarah, sag Robert, er soll wieder runterkommen. Ich habe ihm nicht erlaubt aufzustehen.» Vater nahm sich einen Cookie und schob ihn sich in den Mund. Seine Wangen beulten aus, verformten sich zu Miniaturfäusten. Ein paar Krümel blieben ihm in den Mundwinkeln hängen.

«Und zwar gleich.»

Ich rutschte vom Stuhl. Wir alle kannten Vaters Regel. Familien, die gemeinsam aßen, standen auch gemeinsam vom Tisch auf. Wer diese Kardinalregel nicht befolgte, riskierte, bestraft zu werden. Ich hatte Angst um Robert, der oben in seinem Zimmer auf der Bettkante hockte und ein Buch las. Seine dunklen Haare standen wild in alle Richtungen, genau wie seine Gedanken.

«Du dringst in meine Privatsphäre ein», sagte er.

«Dad will, dass du nach unten kommst.»

«Ich lese.»

«Komm einfach mit runter», versuchte ich ihm als große Schwester zu raten, «oder er dreht wieder durch.» Ich war drei Jahre älter als Robert und wusste, wenn ich stehen bliebe, würde er sich zumindest so weit beruhigen, dass er meinen Ratschlag in Erwägung zog. Er knetete und lockerte die Schultern, schob dann das Buch unters Bett und folgte mir nach unten.

Mittlerweile war es stockfinster draußen, und die große kugelförmige Leuchte über dem Esstisch spiegelte sich wie ein aufgeblasener Fisch in den Fensterscheiben.

Robert stand direkt vor Vater.

«Ohne meine Erlaubnis», sagte Vater und verpasste Robert eine Ohrfeige, «stehst du nicht vom Tisch auf. Jetzt darfst du gehen.»

Robert brach in Tränen aus und stürzte erneut die Treppe hinauf. Vater ging in sein Arbeitszimmer und schlug die Tür zu. Elliot fing an zu summen. Wie gelähmt von meinem ungewollten Verrat an Robert, saß ich reglos da.

«Elliot, Zeit fürs Bett. Sarah, Peter, ihr habt noch Hausaufgaben zu erledigen», sagte Mutter.

«Das kann doch nicht dein Ernst sein!», sagte Peter und stieß den Stuhl zurück.

Beschämt und verschreckt von dem, was ich getan hatte, ging ich nach oben in mein Zimmer, setzte mich an den Schreibtisch und starrte zum Fenster hinaus auf die weinende Hängebirke, die im Dunkeln über der Einfahrt kauerte. Später am Abend klopfte ich an Roberts Tür, um mich zu entschuldigen, aber er ließ mich nicht herein. Er hatte den Schreibtisch vor die Tür geschoben.

«Es tut mir wirklich leid», sagte ich durchs Schlüsselloch.

Ich ging ins Bett und lag noch lange wach, mein schmerzender Bauch wollte sich nicht beruhigen. Das Flurlicht schien in mein Zimmer. Ich versuchte es mit Summen. Das Vibrieren der Noten beruhigte meine Nerven. Ahhh, ooooo, eeeee. *Oh Lord, show me the bridge.* Ich ahmte nach, wie Luanne die Lippen formte, und spürte den Tonwechsel an meiner Zunge, dann ein Vibrieren entlang der Wangenknochen.

Ich schaute raus auf die Baumkronen, auf schlanke hohe Kiefern, die wie schweigende Gestalten zurückstarrten, und auf den lang gestreckten Garten hinterm Haus, der sich bis zu den Sternen wölbte. Das helle Mondlicht fiel schimmernd auf die Dielen, ließ den Boden schmelzen, bis er zu einem See zusammengeflossen war. Ich dachte mir Lieder aus. In diesem Universum fern von Vaters Ausbrüchen und Mutters dünner Stimme, stellte ich mir vor, allein auf einer Bühne zu stehen und vor einem Publikum aus lauter verständnisvoll aussehenden Gesichtern zu singen. *Come and see what I see.*

Ich sang dem Mond vor, dem Flurlicht und dachte daran, wie sich die Sonne an warmen Tagen in mein Zimmer stahl und es in honigfarbenes Sommerlicht tauchte. Ich summte vor mich hin, wechselte von hohen zu tiefen Tönen, rollte sie auf meiner Zunge hin und her. Singen war wie Essen. Es füllte ein hungriges Loch.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)